

Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz

Autor(en): **Heierli, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge =
Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série**

Band (Jahr): **9 (1907)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ANZEIGER FÜR SCHWEIZERISCHE ALBERTUMSKUNDE INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES

HERAUSGEGEBEN VON DER DIREKTION DES
SCHWEIZERISCHEN LANDESMUSEUMS IN ZÜRICH

NEUE FOLGE

IX. BAND

1907, 4. HEFT

Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz.

Von Dr. *J. Heierli*.

Die Südostecke des Schweizerlandes wird gebildet durch das herrliche Engadin mit seinen Nebentälern, mit seinen Bergen und Gletschern, seinen Seen und Wasserfällen, seinem grünen Wiesenteppich und seinen weltberühmten Kurorten. Dort suchen tausende von Kranken Heilung und tausende von Gesunden besuchen das Hochtal des ausgezeichneten Klimas, der frischen Luft oder des Sportes wegen.

Unter den Engadiner Kurorten nimmt St. Moritz die erste Stelle ein. Seine Heilquellen sind allbekannt und in neuester Zeit hat es auch als Winterkurort eine große Anziehungskraft zu entfalten begonnen.

Das am längsten bekannte Heilwasser von St. Moritz liefert die sog. alte oder Mauritiusquelle, ein Stahlwasser, welches am Fuß des Piz Rosatsch entspringt. Es wurde schon im XV. und XVI. Jahrhundert, besonders von Italien aus besucht. Im Jahr 1519 verlieh Papst Leo X. den Pilgern, die zur Stätte des hl. Mauritius zogen, befreienden Ablass; die Vermutung liegt nahe, daß die Heilquelle dem Orte zu solcher Würde verholfen habe.¹⁾

Nur etwa 200 m. von der alten, wurde 1815 eine neue Quelle nutzbar gemacht. Sie entsprang an einer Stelle, über welche der Inn daherfloß. Als es sich darum handelte, der neuen, oder wie man sie auch nennt, der Paracelsus-Quelle habhaft zu werden, wollte die Jungmannschaft von St. Moritz einfach den Inn ableiten; aber die Alten gaben das nicht zu. Als jedoch diese einst auf dem Viehmarkt von Tirano abwesend waren, hielten die Jungen rasch eine Gemeindeversammlung ab und beschlossen, dem Inn ein neues Bett zu schaffen. Unter der Anführung Conradins v. Flugi ging

¹⁾ C. Hoffmann, St. Moritz-Bad. Europ. Wanderbilder 236 u. 237, p. 15.

man sofort ans Werk.¹⁾ Heute dient die Paracelsus-Quelle vorzugsweise als Trinkquelle, während die alte mehr zum Baden benutzt wird.

Die dritte große Quelle wurde im Jahr 1886 entdeckt. Sie liegt zirka 200 m. von der neuen entfernt, und wurde die Veranlassung zum Bau des „Neuen Stahlbades“. Der Entdecker dieser sog. Surpunt-Quelle ist a. Kreispräsident Gartmann. Dieser fand bei einer Drainierarbeit in seinen Wiesen Eisenocker. Darauf bat er Prof. Alb. Heim, das Gebiet auf die Frage des Vorhandenseins einer Eisenquelle zu prüfen. Nachdem mehrere Sondierungsgraben gezogen waren, bezeichnete Prof. Heim die Stelle, wo ein Schacht anzulegen sei. In einigen Metern unter der Oberfläche stieß man auf ein mächtiges Lager von Lehm ohne Wasser. Gartmann gab die Hoffnung auf Erfolg auf, aber Prof. Heim telegraphierte auf diesen Bericht: „Sehr gut, unten zugespitztes und durchbohrtes eisernes Rohr durch den Lehm hinabschlagen“. Als das Rohr 7 m. unter der Bodenoberfläche erreicht hatte, spritzte aus demselben plötzlich in mächtigem Strahl das Sauerwasser hervor.

Außer den genannten drei großen birgt St. Moritz noch einige kleinere Heilquellen. Eine derselben ist die funtauna dalla Maria Huotter zwischen Kurhaus und See; eine andere sprudelt im St. Moritzer See hervor und ist noch nicht gefaßt.²⁾ Endlich soll sich im Hof des alten Bades noch eine sechste Quelle gezeigt haben.

Die Geschichte der Quellen von St. Moritz reicht nicht sehr weit zurück, wird doch der Ort ad sanctum Mauritium selbst erst 1139 urkundlich genannt.³⁾ Im 16. Kap. seines tractatus de morbis tartareis erwähnt Paracelsus (nach welchem die *neue* Quelle genannt wird) die *alte* Heilquelle. Er sagt von derselben: „Ich setze ihn allen Sauerbrunnen, so mir in Europa bekannt sind, vor Der, welcher dieses Wasser als eine Arznei trinkt, erlangt seine Gesundheit und wird niemals weder einigen Stein, noch das Podagra, noch einige Gelenksucht verspüren.“⁴⁾

Im XVII. Jahrhundert wurde das Heilwasser von St. Moritz in Prosa und Poesie gefeiert und erhielt Besucher aus Italien, Frankreich und Deutschland. Da ließ die Gemeinde (1667–70) Maurer-Arbeiten um die Quelle vornehmen. Dazumal soll St. Moritzer Wasser, das im Piemonteser Arzte Cesati 1674 einen neuen Lobredner gefunden hatte, sogar in Fässern exportiert worden sein. Aus dem Jahr 1674 stammt auch eine im frühern Quellenraum eingemauerte Marmortafel mit lateinischer Inschrift, welche sagt, wie die Natur jedem Land eigene Schätze gewähre und so im Hochtal dem rauhen Geklüfte heilbringendes Wasser entströme.⁵⁾

¹⁾ Hoffmann, a. a. O., pag. 17–18.

²⁾ Gefl. Mitteilungen von Pfr. C. Hoffmann in St. Moritz.

³⁾ A. Nüscheler, Gotteshäuser I, 120 nach v. Mohr, Codex dipl. R I No. 117.

⁴⁾ Vgl. Husemann, Der Kurort St. Moritz. Zürich 1874 p. 80 und Hoffmann, a. a. O.

⁵⁾ C. Hoffmann, a. a. O. p. 16.

Vom Jahr 1740 datiert eine neue Quellfassung, die mittelst vier Granitplatten erstellt wurde und bis 1853 funktionierte. Ein Kurhaus (mit Badezimmern) entstand erst, nachdem im Jahr 1831 eine Aktiengesellschaft mit 8000 fl. Kapital gegründet worden war, welcher die Gemeinde die (alte) Quelle auf 20 Jahre verpachtete.¹⁾

Bei der Neufassung der Quelle 1853 fand sich oben eine zwei Fuß dicke Schicht von Sand, Kies und Lehm, in welcher Scherben, Münzen, Korke etc. zum Vorschein kamen. In größerer Tiefe entdeckte man den Rand eines ausgehöhlten Stammstückes aus Lärchenholz und 8" tiefer ein kleineres „Faß“ aus demselben Holz. Beide Fässer lagen in einer Art Kasten, der ebenfalls aus Lärchenholz bestand. Die Zwischenräume waren mit Lehm ausgefüllt. Diese Fassung wurde gereinigt, blieb aber bestehen²⁾; man erhöhte sie einfach um 1 1/2' über die Erdoberfläche.

In den erwähnten „Fässern“ (genauer: Holzröhren) hatte man einen Stock aus Laubholz, Pfähle und ein ledernes Fläschchen gefunden. Letzteres gehörte nach der Ansicht Ferdinand Kellers dem XVI. Jahrhundert an. Im Stock sei die Zahl 1040 eingeschnitten gewesen.

1854 begann man mit dem Bau eines neuen Kurhauses, das 80 Zimmer enthalten sollte (gegenwärtig das „alte Kurhaus“ genannt) und im Jahr 1866 wurde das heutige Kurhaus fertig.³⁾

Da im Laufe der Zeit die „alte Quelle“ immer weniger Wasser lieferte, entschloß sich die Gemeinde St. Moritz, eine durchgreifend neue Quellfassung vorzunehmen. Die Arbeiten begannen unter der Leitung von Prof. Dr. Albert Heim anfangs 1907. Nachdem oberflächlich die 1853er Fassung weggenommen worden war, fand man ein Stück Bleiröhre mit zwei Nähten oder Seitenwülsten. Sie stack teilweise noch in Mörtel, der römischem Ziegelmörtel nicht unähnlich sah. Die Röhre selbst, an der außen etwas Kalksinter haftete, besteht nach der chemischen Untersuchung von Prof. Dr. C. Hartwich in Zürich aus 98,9 % Blei mit Spuren von Eisen (vom Stahlwasser herührend), Arsen und vielleicht noch Kupfer.⁴⁾

In einer Tiefe von 1,30 resp. 1,45 m. unter der Erdoberfläche kamen die obern Ränder der schon 1853 angetroffenen Holzröhren zum Vorschein. Die eine war abgesägt worden. Da sich sonst an diesen Röhren nirgends Sägespuren zeigten, im Gegenteil die Arbeit an denselben, wie wir sehen werden, auf eine ganz andere Technik hinweist, so kann diese Sägearbeit nicht bei der Erstellung der Röhren gemacht worden sein, sondern muß den neuern Fassungsversuchen, vielleicht den Arbeiten im Jahr 1853, zugeschrieben werden.⁵⁾

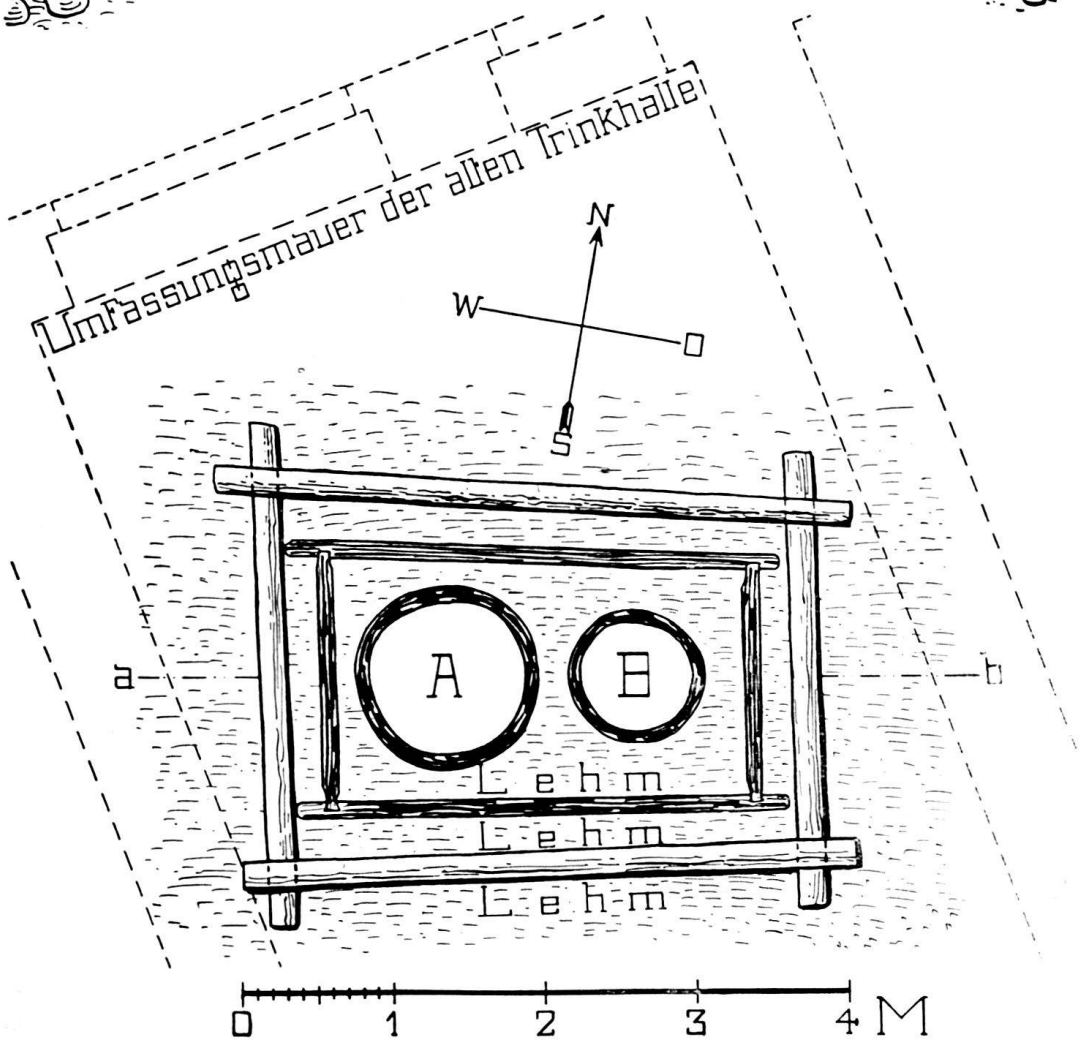
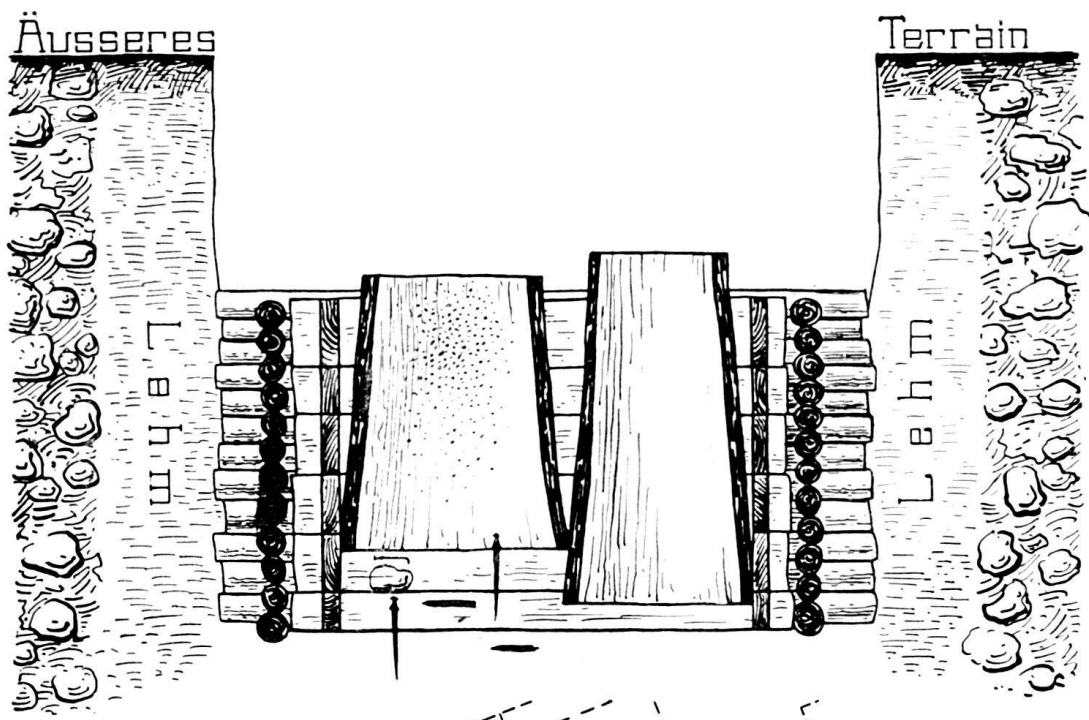
¹⁾ Husemann, a. a. O. p. 89–90.

²⁾ *ibid.* p. 93–94.

³⁾ Husemann, a. a. O. p. 96.

⁴⁾ Gefl. Mitteilung vom 22. X 1907.

⁵⁾ Die gegenwärtig am obern Rand der im Engadiner Museum liegenden beiden Röhren befindlichen Löcher sind neu. Sie wurden gemacht, um die Stücke aus der Tiefe heraufheben zu können.



58. Quellfassung von St. Moritz. Grundriss und Querschnitt.
 Nach Aufnahme von Chr. Gartmann.

Die beiden Holzröhren wurden ausgeräumt (Abb. 58). Sie waren zumteil mit Schlamm gefüllt und ganz mit festgestampftem Lehm umgeben. Am Grund der weiteren (abgesägten) Röhre reichte der Schlamm zirka 28 cm. hoch in die Röhre hinauf; bei der andern engern, längern Röhre aber begann er schon 40 cm. unter dem obern Rand, erfüllte also nahezu die ganze Röhre (vgl. Abb. 58).

Die Innenseiten beider Röhren waren von Eisenoxyd rot gefärbt. Das war besonders im schlammfreien obern Teil der weitem, aber kürzern (abgesägten) Röhre der Fall. Außerhalb der Röhren zogen sich zwei durch eine Lehmschicht von einander getrennte und von einer solchen umgebene hölzerne Einfassungen herum, eine Art Gehege bildend. Außen an demselben kam noch eine dritte, teilweise vermorschte Holzröhre zum Vorschein, durch welche aber kein Wasser mehr aufstieg. Diese Röhre wurde offenbar schon seit alter Zeit nicht mehr benutzt und war daher der Vergessenheit anheimgefallen.

Beim Ausräumen der weitem Holzröhre (Abb. 58, A) ¹⁾ stieß man am Grund auf mehrere Bronzen in auffallender Lage. Zwei derselben, wohlerhaltene Schwerter mit massiven Bronzegriffen, lagen, oder vielmehr sie standen vollkommen vertikal da. Die andern Stücke dagegen: ein Schwertfragment mit kurzer Griffzunge, ein Dolch und eine Reifennadel aber waren genau horizontal gelagert. Die Bronzen konnten also nicht etwa zufällig in die Röhre hineingefallen sein; sie waren auch nicht hinein geworfen oder gar hinein geschwemmt worden, sondern mußten absichtlich hinein gelegt, resp. gestellt worden sein. Offenbar waren es Weihe- oder Votivgaben.

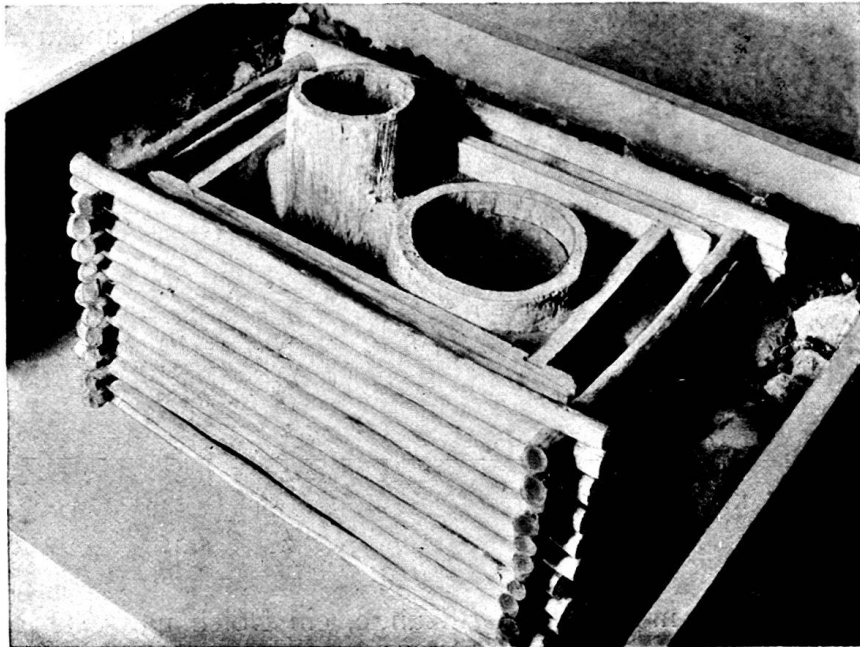
Glücklicherweise waren bei der Untersuchung der Röhren gleich eine Anzahl gebildeter Leute zur Stelle, um den Tatbestand zu konstatieren. Der Archäologe M. Lienau, der als Kurgast in St. Moritz weilte, zeichnete das Ganze; Pfarrer C. Hoffmann teilte mir den Fund telegraphisch mit; der Direktor des Engadiner Museums, R. Campell, ließ Photographien aufnehmen und besorgte mit dem Architekten Gartmann die weitere Untersuchung; der Präsident der Gemeinde, Dr. Gartmann, ließ mich durch Prof. Heim ersuchen, den merkwürdigen Fund zu studieren und monographisch zu behandeln.

Als ich an die Fundstelle kam, hatte Architekt Gartmann bereits ein Modell der ganzen Anlage begonnen. Die beiden Röhren lagen im Engadiner Museum und sollten konserviert werden, ebenso ein Teil des Holzes der beiden Einfassungen. Noch stak die dritte Röhre im Boden. Sie wurde später auch noch ausgeräumt und erwies sich als mit Steinen gefüllt. Leider ließ ihr Erhaltungszustand eine Konservierung nicht zu.²⁾

¹⁾ Ich verdanke die Aufnahme (Abb. 58) dem bauleitenden Architekten Chr. Gartmann in St. Moritz.

²⁾ Die folgenden Angaben stützen sich, soweit nicht meine eigenen Untersuchungen maßgebend sind, auf die Angaben der genannten Herren. Mit meinem verbindlichen Danke.

Wenn wir nun die alte Quellfassung und die Funde genauer ins Auge fassen, so können wir von der außerhalb der hölzernen Einfassungen gelegenen Röhre vorläufig absehen, da sie, soweit sie überhaupt untersucht



59. Quellfassung von St. Moritz. Modell.

werden konnte, keine Besonderheiten aufwies und keine Funde enthielt.



60. Quellfassung von St. Moritz,
Blockhölzer
von der äussern Umfassung.

Wenden wir uns also gleich den Einfassungen oder Gehegen zu!

Die äußere Einfassung war ein Blockbau. Sie bestand aus Rundhölzern von 2,5–4 m. Länge und einem Durchmesser von 0,15–0,20 m. Diese Rundhölzer waren einfach über einander gelegt und mittelst Einschnitten verbunden worden (Abb. 58, 59 u. 60). Die Arbeit an denselben muß mit einem wenig scharfen Beil (Bronzebeil?) ausgeführt worden sein. Die Form der äußern Einfassung glich einem schiefen Rechteck, das außen 3,5–4 m. lang und 2,5–3,2 m. breit war, innen aber zirka 3,4 × zirka 2,2 m. maß. Die Höhe betrug 2,1 m. (siehe Abb. 58 und 59).

Die innere Einfassung, von der äußern 0,2–0,3 m. entfernt, maß auf der Innenseite 2,6 (–2,7) × 1,5 (–1,6) m. Sie bestand nicht aus Rundholz,

für die Unterstützung, welche dieselben meiner Arbeit angedeihen ließen, verbinde ich das Geständnis, daß mir bei meinen Untersuchungen noch selten in dieser ausgezeichneten Weise vorgearbeitet worden ist, wie in St. Moritz.

sondern aus starken Planken von 10–15 cm. Dicke und 30–50 cm. Höhe, die mit eigentümlich behauenen Enden (Abb. 61 und 62) versehen und in einander verzapft waren. Die Breitseiten dieser Planken zeigten in der Längsrichtung besonders deutlich die kurzen Axt-hiebe, die wahrscheinlich mit einem Bronze-Instrument erzeugt worden waren.

Innerhalb der Planken-Einfassung be-fanden sich nun zwei Holzröhren, durch welche das Mineralwasser aufstieg. Die-selben standen dicht nebeneinander und berührten auch die Einfassung an mehreren Stellen. Die Zwischenräume waren hier, wie zwischen den Gehegen, mit Lehm aus-gefüllt. Die Röhren standen über dem Schutt des Talgrundes; auch unter ihnen lag Schlamm.



61. Innere Umfassung der Röhren.
Detail.

Die weitere Röhre A, deren oberer Rand (1853) abgesägt worden war, ist 1,83 m. hoch. Ihre obere Weite betrug zirka 1,12 m., die untere zirka 1,40 m. Die Wanddicke maßen wir zu 4–6 cm. Der Schlamm reichte nur



62. Innere Umfassung der
Röhren. Detail.

wenig hoch in die Röhre hinauf. Wenige Zenti-meter unter der Oberfläche des Schlammes lag das obere Ende des einen Vollgriff-Schwertes, viel tiefer der horizontal gelagerte Bronzedolch. Westlich unter der Mitte der untern Röhren-Öffnung befand sich ein Stein, über welchem die horizontal liegende Reifennadel zum Vor-schein kam; etwas tiefer, ungefähr in der Mitte der Röhren-Öffnung, lag horizontal das Schwert-fragment; unter dem Stein zeigte sich das senk-recht stehende zweite Vollgriff-Schwert. Das letztere stak mit seiner Spitze im Gehänge-schutt, aus dem die Heilquelle aufsprudelt.

Die Röhre B ragte 15 cm. höher hinauf und reichte zirka 35 cm. tiefer hinunter als A. Sie hat eine Länge von 2,35 m. Ihre Wand-dicke beträgt 6–7 cm. Die obere Weite wurde zu 0,78 m., die untere zu 1,07 m. gemessen.¹⁾

Der Schlamm lag in der Röhre 1,92 m. hoch und nur 38 cm. hoch befand sich Raum für das Wasser. Am untern Ende dieser Röhre fand ich eine

¹⁾ Nach dem Herausheben der Röhren schmorren dieselben rasch etwas ein. Nach-dem aber die Konservierung begonnen hatte, hörte das auf. Unsere Maße, die im Plan nur mit Annäherungswerten bestimmt sind, beziehen sich alle auf die ursprünglichen Ver-hältnisse.

Art Filz, der nach der Untersuchung von Dr. Neuweiler in Zürich aus Schafwolle besteht. Spuren solchen Filzes konnten auch in der Röhre A nachgewiesen werden. Der Filz scheint zum Schutz der untern Ränder gedient zu haben.

Die Untersuchung des Holzes wurde ebenfalls von Dr. Neuweiler besorgt. Er erhielt Proben von allen drei Röhren und von beiden Einfassungen und schreibt: „Alle sechs Holzproben von St. Moritz, bezeichnet mit No. I, II, III, 1, 2, 3, gehören der Lärche, *Larix europaea*, an. Kiefer, Fichte, Tanne sind ausgeschlossen. Die Zugehörigkeit zu dem sommergrünen Nadelholze wird durch eine Reihe charakteristischer Eigenschaften dokumentiert. Es läßt sich deutlich Kernholz mit rotbrauner Farbe erkennen. Die Jahrringe heben sich durch die breite, scharf abgegrenzte Sommerholzzone sehr deutlich ab; sie sind feinwellig. Ebenso sind die zahlreich vorhandenen Harzkanäle recht gut ausgebildet. Sie sind kleiner als bei der Fichte und nicht selten in Gruppen angeordnet. Häufig ist Verharzung der Markstrahl-Leitzellen zu beobachten, infolgedessen die Harzgänge im Querschnitt bei schwacher Vergrößerung sich nicht sehr gut abheben; besser sind sie im tangentialen Längsschnitt zu erkennen. Der histologische Aufbau der Gewebe scheint ziemlich derb; die Tüpfel sind groß und häufig in zwei Reihen an den Längswänden der Frühlingstracheiden entwickelt.“

Von ganz besonderem Interesse sind die Arbeitsspuren an den Röhren und an den Hölzern der Einfassungen. Sie bestehen in kleinen Absplißflächen, die man nicht etwa bloß an den Nieten oder an den Enden, sondern überall, sogar im Innern der Röhren bemerkt. Die Rundhölzer der äußern Einfassung weisen in den Einschnitten diese Absplisse ebenfalls auf (Abb. 60). Die Planken der zweiten Einfassung wurden nicht etwa durch Spalten von Baumstämmen erstellt, sondern zurecht gehackt. An Breit- und Schmalseiten, in den Nieten und an den Enden, überall lassen sich diese kleinen Hiebsspuren nachweisen (Abb. 61, 62). An den Röhren sieht man dieselben Absplisse sogar auf den innern Seiten ringsum laufen.

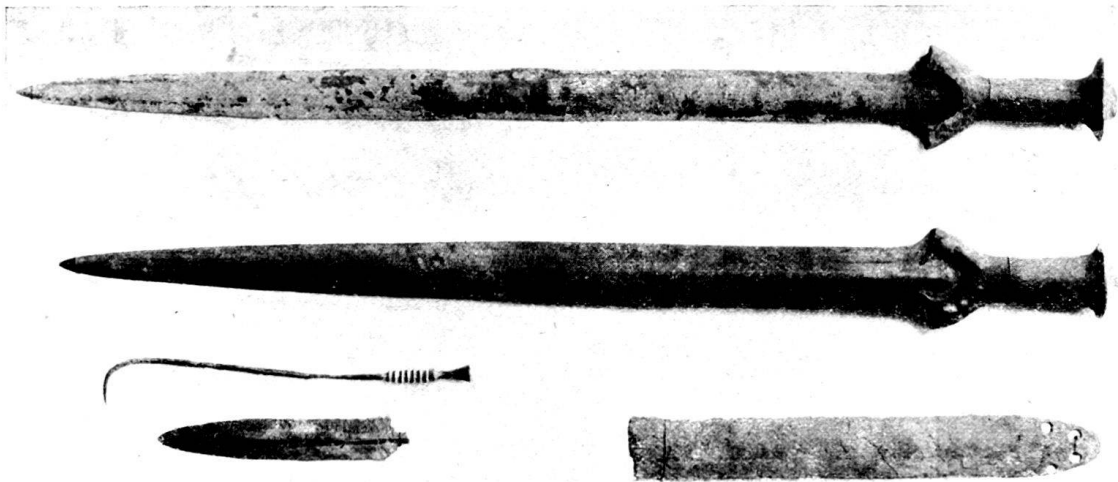
Um nun zu einer richtigen Deutung dieser Technik zu gelangen, haben wir nicht bloß andere prähistorische Hölzer, die bearbeitet waren, damit verglichen, sondern auch selbst Versuche mit Bronzebeilen gemacht.

Der auch in technischen Fragen vorzüglich bewanderte Direktor des altnordischen Museums in Kopenhagen, Dr. Sophus Müller, sandte mir vier Abklatsche von einem der bronzezeitlichen Eichensärge, die im genannten Museum aufbewahrt werden und zumteil sehr deutliche Hiebsspuren erkennen lassen, welche denjenigen von St. Moritz ganz ähnlich sind. Der geringe Unterschied in der Größe der Hiebflächen erklärt sich aus den verschiedenen Holzarten: Die Kopenhagener Stücke bestehen aus dem Holz der Eiche, die St. Moritzer Proben aus Lärchenholz.

Meine eigenen Versuche bezogen sich auf Tannen- und Buchenholz. Ich ließ ein Schaftlappenbeil aus Bronze mit einem Holzgriff versehen. Die

Schneide der Axt wurde durch Feilen scharf schneidend gemacht und nach vielfältigem Gebrauch entweder gedengelt oder geschliffen.¹⁾ Die Hiebsspuren, die ich nun nach einiger Übung zustande brachte, sahen so aus, daß ein Holzarbeiter, dem ich die Originale und meine Proben vorwies, sagte, er könne keinen Unterschied erkennen, nur merke man, daß es eben keine Eisenaxt gewesen sein könne, mit der die St. Moritzer Hölzer bearbeitet worden waren.

Eine eigentümliche Art der Holzbearbeitung zeigt sich, wie schon erwähnt, auf der Innenseite der Röhren von St. Moritz, die nicht von oben nach unten, sondern in ungefähr horizontaler Richtung behauen wurden.



63. Bronzefunde aus der Quellfassung von St. Moritz.

Nach der Ansicht eines Technikers muß diese Arbeit mit einem Querbeil oder einem hackenartigen (vielleicht sogar krummgestielten) Instrument ausgeführt worden sein. Beiläufig bemerke ich noch, daß die Hiebsspuren auf den Breitseiten der Planken der zweiten Einfassung ebenfalls nicht „gerade“, sondern schräg von oben nach unten laufen.

Betrachten wir nun die Bronzen, die im Grund der Röhre A zum Vorschein kamen! Das eine der beiden Vollgriff-Schwerter hat eine Länge von 60,5 cm. (Abb. 63). Der Griff, vom Knopf bis zu den Griffspitzen gemessen, ist 11,2 cm. lang. Die Klingebreite beträgt in 5 cm. Entfernung von der Schwertspitze 2,3 cm., in der Mitte 3 cm. und vor den Griffspitzen 2,7 cm. Dann verbreitert sich die Klinge und erreicht beim Griffansatz 5,8 cm. Breite. Ihr Durchschnitt zeigt nebenstehende Form und Dimensionen.

Der Griff scheint mittelst fünf Nietnägeln mit der Klinge verbunden zu sein. Er besitzt unten (hinten) einen Knopf, dann folgt eine Scheibe und erst nachher der eigentliche Griff, dessen Durchschnitt achteckig ist und der in scharfe Spitzen ausläuft. Das Gewicht des ganzen Schwertes beträgt 551



¹⁾ Man hätte den gleichen Effekt auch mit Feilen erzielen können.

gr. Es mag ursprünglich etwas schwerer gewesen sein trotz des im Allgemeinen guten Erhaltungszustandes. Das Schwert ist mit einer dunkeln Patina größtenteils bedeckt, nur stellenweise zeigt sich grüne sekundäre Patina. Die Schneide ist an einigen Orten schartig, oft wie zerfressen. Der Griff zeigt einen Riß. Von Verzierungen bemerkt man nur noch Spuren rundum laufender Kreise.

Das eben beschriebene Schwert gehört zu dem Typus der süddeutschen Schwerter¹⁾, dessen Verbreitungsbezirk bis nach Oesterreich-Ungarn sich ausdehnt und dessen Verbreitungszentrum etwa in Bayern liegen dürfte. Prof. Naue schreibt diese Formen der jüngern Bronzezeit zu.

Das zweite Vollgriffschwert von St. Moritz erinnert noch mehr an östliche, speziell ungarische Formen. Es ist, vom Knopf bis zur Spitze gemessen, 58 cm. lang und wiegt 700 gr. Die Klinge mißt in 10 cm. Entfernung von der Spitze der Breite nach 2,6 cm., in der Mitte nahezu 4 cm., vor den Griffspitzen 3,5 cm. und beim Griffansatz 5,6 cm. Das Profil ist kompliziert, aber



fein ausgeführt. Der Griff (Abb. 64) endigt auch wieder in scharfe Spitzen. Er ist durch zwei deutlich sichtbare und vier weniger gut erkennbare Nietnägeln mit der Klinge verbunden.



64. Griffplatte des zweiten Bronzeschwertes von St. Moritz.

Die ersteren äußersten Nietnägeln sind von einem Kreis von Punkten umgeben und an sie lehnen sich je zwei mit dem Spitzenrande parallel laufende Zierlinien. Der eigentliche Griff ist 11,5 cm. lang, rundlich und war mit ringsum laufenden Parallelen und konzentrischen Kreisen verziert, die nicht mehr alle sichtbar sind. Von den untersten²⁾ (hintersten) Parallelen, die sich um den Griff herumziehen, gehen Gruppen von je vier und fünf kurzen, auf die ebengenannten senkrecht stehenden Parallelen zur Griffplatte hinunter. Diese selbst weist auf der untern Seite vierzehn Gruppen von je vier oder fünf Kreisbogen auf, die vom Knopf durch drei um denselben laufende Parallelen getrennt sind (Abb. 64).

¹⁾ J. Naue, Die vorrömischen Schwerter, Tafel XXV, 6–8, und XXVI, 1 und 2.

²⁾ Die Schwertschneide ist oben gedacht, der Knopf unten.

Das ganze Schwert ist sehr gut erhalten und fast überall mit einer dunkeln Patina bedeckt. Beiläufig mag bemerkt werden, daß dieses Schwert am tiefsten lag und mit der Spitze im Bergschutt steckte. Diesem Umstande, fast völliger Luftabschluß durch die Schlammmasse, mag auch die gute Erhaltung teilweise zuzuschreiben sein.

Das Schwertfragment ist 26 cm. lang (Abb. 63). Die 4 cm. lange Griffzunge hat die Form eines Trapezes und weist vier Nietnägeln auf. Die Klinge zeigt beim Bruch das folgende Profil:



Als ich das Fragment zum ersten Mal sah, war es mit grünem Edelrost bedeckt, auch an der Bruchstelle, und darüber erst breitete sich stellenweise die braune Patina aus. Seither hat sich dieses Bronzestück stellenweise mit einer sekundären grünlichen Schicht versehen.

Das eben besprochene Schwertfragment ist, wie die alte Patina lehrt, schon in zerbrochenem Zustande an seinen Fundort gekommen. Daß es unter der dunkeln eine ältere grüne Patina zeigt, spricht dafür, daß es zur Zeit der Deponierung schon wenigstens teilweise patiniert war. Es war also damals schon ein altes Stück, wie es ja auch seine Form beweist und wurde vielleicht gerade deswegen den Quellgöttern geopfert.

Unter den St. Moritzer Funden liegt auch ein sehr interessanter Dolch (Abb. 63). Er ist 13,75 cm. lang und in der Mitte 2,25 cm. breit. Das Gewicht desselben beträgt 39,5 gr. Der Griff fehlt. Der untere Teil des Dolches sieht aus wie abgeschmolzen. Eine Patina fehlt. Statt des Grates findet sich in der Mitte der Längsausdehnung ein kleiner Wulst, der sich nach oben und unten¹⁾ ausspitzt, in der Mitte am breitesten ist (1 cm.). Von demselben zweigt oberhalb des (hier fehlenden) Griffes jederseits eine Zierlinie zum Grund der Schneide ab. Diese Dolchform ist selten; indessen fand sich ein mit dem Flachgriff versehenes, sehr gut erhaltenes Exemplar im Schanzengraben in Zürich²⁾, bei welchem sogar noch mehrere Nietnägeln vorhanden sind.

Die Nadel (Abb. 63) aus dem Quellfund von St. Moritz ist 21,5 cm. lang. Sie gehört zu den Keulenkopfnadeln mit Reifen am Hals. Verzierungen fehlen. Die Nadel ist stiltrund und sieht an einigen Stellen aus, wie abgeschmolzen. Sie besitzt acht Reifen. Nur an wenigen Stellen zeigt sie Anflüge von grüner sekundärer Patina, sonst tritt überall die gelbrote Bronze hervor.

Derartige Schmucknadeln finden sich in ganz Mitteleuropa in der jüngern Bronzezeit und zu Anfang der Eisenzeit. In der Schweiz fanden sich z. B. einige dem St. Moritzer Stück typisch verwandte Reifennadeln bei Zürich.³⁾ Andere ähnliche Stücke sind besonders in Ostfrankreich häufig.

¹⁾ Die Spitze des Dolches ist oben gedacht.

²⁾ Mitteilungen der Antiquar. Gesellschaft Zürich. Bd. XXII, 2 (Heierli, Neunter Pfahlbaubericht), Taf. II, 6.

³⁾ ibidem Tafel VI, 13. Siehe ferner Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XX (1888), Taf. V, 36 und 43 (Rathausbrücke Zürich).

Soviel über die Bronzefunde in der alten St. Moritzer Quellfassung!

Wie läßt sich nun die ganze Anlage erklären? Offenbar ist man schon in der frühern Bronzezeit (oder gar in der Steinzeit) auf das Stahlwasser von St. Moritz aufmerksam geworden und hat dessen heilende Kraft erkannt. Man badete in der „alten“ Quelle, bis schließlich der Wunsch auftauchte, das wunderbare Wasser zu fassen, um es bequemer benutzen zu können. Nun stellte man eine mächtige Holzröhre in den Felsschutt, aus welchem die Heilquelle hervordrang. Das war die abseits stehende Einzelröhre, die nur teilweise erhalten blieb.

Nach und nach aber fand die Quelle andere Wege. Immer weniger Wasser stieg durch die Röhre empor und endlich wurde eine neue Fassung nötig. Diese Neufassung geschah gleich neben der alten. Man grub in die Tiefe, fand reichlich Heilwasser und setzte zwei Röhren hinein, die mit zwei Einfassungen umgeben und mit Lehm gedichtet wurden. Diese Anlage hat ihren Dienst zirka 3000 Jahre lang versehen. In ihrem Grunde fanden sich die Weihegaben.¹⁾

Alte Quellfunde sind auch anderwärts gemacht worden; ich erinnere nur an diejenigen von Leukerbad, Pyrmont und Dux. Was aber den St. Moritzer Funden ihre Bedeutung verleiht, das ist in erster Linie die Lage des Fundorts, der in einem Tal des Hochgebirges in 1775 m. Meerhöhe zu suchen ist; zweitens aber haben wir hier nicht bloß Opfer- oder Weihegaben, sondern auch noch die ganze Quellfassung aus der Bronzezeit in ausgezeichnete Erhaltung vor uns.

Wenn schon in der Bronzeperiode die Mineralquelle von St. Moritz so gut bekannt war und so häufig benutzt wurde, daß es sich lohnte, eine kunstreiche Fassung für dieselbe zu erstellen, so müssen wenigstens zeitweise, sagen wir im Sommer, Menschen im obern Engadin gewohnt haben. Man nahm bisher an, das Oberengadin sei in prähistorischer Zeit nur von Jägern besucht worden, höchstens daß etwa ein Händler über die Gebirgspässe gezogen wäre. Der Quellfund läßt uns nun die Frage aufwerfen: Gibt es noch andere Spuren einer prähistorischen Bevölkerung in der Gegend von St. Moritz?

Schon im Jahr 1857 glaubte ein Zürcher Kurgast, Herr Tobler, bei St. Moritz einen Dolmen entdeckt zu haben.²⁾ Es war der sogen. Druidenstein (Abb. 65), der auf einem bewaldeten Felskopf in Tschavaretschas, 1873 m. ü. M., liegt und auf drei Unterlagssteinen ruht. Urgeschichtliche Funde sind in seiner nächsten Umgebung nicht gemacht worden.

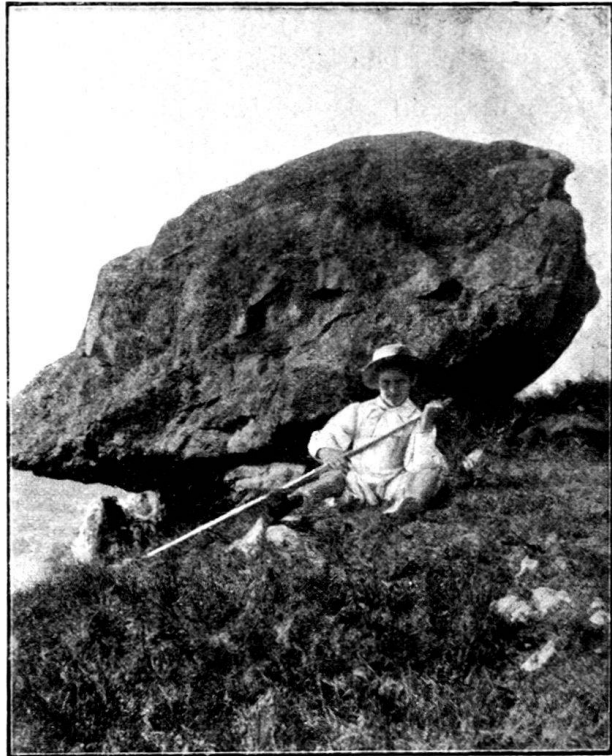
¹⁾ Erst während des Druckes dieser Arbeit erhielt ich Bericht, daß in einer Ecke der Röhrenfassung eine Blockleiter, bestehend aus einem Baumstamm mit Einschnitten und beim Ausräumen der Einzelröhre vier hölzerne Hacken zum Vorschein gekommen waren.

²⁾ Protokoll der Antiquar. Gesellschaft Zürich III, 119 und 120 (7. und 21. Nov. 1857). Zeichnungsbücher derselben Gesellschaft III, 104–5.

Im Jahre 1887 aber kam bei St. Moritz eine Bronzeaxt mit vier Schaftlappen zutage (Abb. 66), die im Rätischen Museum in Chur liegt.¹⁾ Der Fundort lag gleich oberhalb der Pension Steffani in Quadrellas. Bei Anlage einer Wasserleitung wurde eine alte, sehr primitive hölzerne (Süßwasser-) Leitung entdeckt und bei derselben lag, 4 m. tief in der Erde, die Bronzeaxt.²⁾ Die Holzkanäle seien derart roh zubehauen gewesen, daß ihre Herstellung durch Bronzegeräte wohl angenommen werden könne. Schade, daß dieser so wichtige Fund nicht auch sorgfältig untersucht werden konnte.³⁾

Am 5. Oktober 1902 schickte mir Hotelbesitzer Steffani-Stoppani auf Anregung von Pfarrer C. Hoffmann eine Anzahl durchlochter und zugespitzter Hölzer, die unter 2–3 m. Torf in Salastrains (2030 m. ü. M.) ob St. Moritz gefunden worden waren. Der Fundort befand sich oberhalb der heutigen Waldgrenze. Aber die Bearbeitung der Hölzer zeigte nichts Prähistorisches; alle Schnitte waren mit Eisen-geräten gemacht worden.

Auch die weitere Umgebung von St. Moritz ist bis jetzt arm an urgeschichtlichen Funden.⁴⁾ Die Münze der gens Curiata, die in Samaden zum Vorschein kam, beweist nichts, da sie mit römischen Münzen ins Engadin gekommen sein dürfte. Die Grabhügel bei Celerina, die Prof. Schreiber erwähnt, sind nicht untersucht worden. Die Lanzenspitze vom Val Saluver scheint ein Einzel-fund zu sein. Wohin die prähistorischen Bronzen von Pontresina



65. Sog. Druidenstein in Tschavaretschas bei St. Moritz.



66. Bronzeaxt von Quadrellas. Rätisches Museum, Chur.

¹⁾ Katalog des Rät. Mus. 1891, p. 15. Mitteilungen der Antiquar. Gesellschaft Zürich XXVI, 1, p. 18.

²⁾ Caviezel in „Antiqua“ 1887, p. 74.

³⁾ Bei Anlage eines Neubaus in St. Moritz wurde ein Bronzedolch gefunden, der ins Museum St. Gallen gelangte. Jahresbericht des Mus. St. Gallen 1906/7.

⁴⁾ Heierli in Mitteil. der Antiquar. Gesellschaft Zürich XXVI, 1, p. 18.

gelangten, weiß man nicht. Kurz, die urgeschichtlichen Funde aus dem Oberengadin sind noch sehr wenig zahlreich. An dieser Tatsache ändert auch das schöne Bronzemesser aus Scans nichts, welches im Schweizerischen Landesmuseum liegt.

Nun kommt plötzlich der Quelfund von St. Moritz und beweist, daß man in der mittlern Bronzezeit das Oberengadin nicht bloß eilenden Fußes betrat, um es baldmöglichst wieder zu verlassen, sondern daß man es ganz gut kannte, eine seiner Heilquellen fleißig benutzte und sie sogar sorgfältig gefaßt hatte. Es müssen Kranke da oben untergebracht und gepflegt worden sein; die Gegend war bewohnt. Wo aber sind die Wohnungen der Bronzezeit-Leute von St. Moritz? Wo haben sie ihre Toten bestattet? Wie haben sie ihr Leben gestaltet? Auf diese und andere Fragen kann erst die Forschung der Zukunft Antwort geben.

